SÄNGERIN UND SONGWRITERIN NADJA STOLLER

«Mir ist es wohler auf Baustellen»

«Im Zweifelsfall habe ich mich immer für jenen Weg entschieden, vor dem ich mehr Angst hatte», sagt die Berner Musikerin Nadja Stoller. So wurde die heute 34-Jährige zur Komponistin und Sängerin, obwohl sie keinen Hit schreiben kann und nicht fürs Rampenlicht geboren ist. Im Sommer wird sie Bern in Richtung Paris verlassen.

INTERVIEW:
MATHIAS MORGENTHALER

Nadja Stoller: «Wenn die Zeit reif ist, entsteht etwas Neues; nicht aus dem Nichts, sondern durch Ausprobieren und Verwerfen.» BEAT SCHWEIZER

«BUND»: *Frau Stoller, Sie sind Sängerin, Bandleaderin, Studiomusikerin, Gesangspädagogin und Teeverkäuferin. Wie sieht Ihr Arbeitsalltag konkret aus?*

NADJA STOLLER: Meistens ist es ein Puzzle, das sich aus diesen sehr verschiedenen Tätigkeiten zusammensetzt. Das ist spannend, aber auch ziemlich anstrengend. Wenn ich mir den Luxus leisten kann, mich längere Zeit auf etwas zu konzentrieren, ist das sehr erholsam. Ein paar Tage am Stück komponieren zum Beispiel. In solchen Momenten merke ich aber auch, dass ich den Zeitdruck und die Abwechslung brauche. Es kommt vor, dass ich drei Tage lang Zeit habe und gar nichts auf die Reihe bringe. Dann, in den fünf Minuten zwischen zwei Gesangsstunden, habe ich einen Einfall, der mich weiterbringt. Das alles ist sehr unberechenbar.

Es ist also nicht so, dass Sie sich abschotten müssen, um neue Stücke zu komponieren?

Erstaunlicherweise entsteht viel zwischen Tür und Angel. Natürlich braucht es Zeit und Ruhe, um die Ideen auszuarbeiten, aber der Impuls kommt oft, wenn ich an etwas ganz anderem bin. Ich finde es immer faszinierend, wenn Künstler in wunderschönen Ateliers arbeiten. Ich musste aber feststellen, dass ich anders funktioniere. Wenn ich es mir zu schön einrichte, fühle ich mich befangen und eingeengt. Mir ist es wohler auf Baustellen, da sind die Antennen ganz auf Empfang.

Gibt es bei so vielen verschiedenen Tätigkeiten Pflichtstoff und Kür?

Ich versuche mir einzureden, alles sei gleichwertig, aber realistischerweise gibt es schon Pflicht und Kür. Der ganze Vermarktungsteil liegt mir nicht besonders, aber er ist wichtig, wenn man mit Musik über die Runden kommen will. Für mich hat sich die Lage entspannt, seit ich

«Ich hatte schon immer ein Flair für brotlose Sachen.»

mit dem Gedanken Frieden geschlossen habe, dass ich nicht allein von Konzerten leben können muss. Das gibt mir Luft und die Freiheit, wirklich das zu machen, was ich will. Ich muss nicht an irgendeinem Hochzeitsapéro auftreten – wenn ich es trotzdem mache, ist es meine freie Entscheidung. Das nimmt Druck weg. Deshalb arbeite ich seit zwölf Jahren einen Tag pro Woche im Teeladen in der Länggasse.

Denken Sie manchmal: Eigentlich traurig, dass ich mit 34 Jahren als Teeverkäuferin arbeiten muss, wenn ich doch so gute Musik mache?

Ich sehe es als gute Abwechslung und als Gelegenheit, unter die Leute zu kommen. In der Band und beim Unterrichten habe ich stets mit den gleichen Menschen zu tun, sonst arbeite ich oft alleine hier im Kellerraum im Progr. Da ist es schön, einmal pro Woche mit ganz verschiedenen Menschen Kontakt zu haben. Aber natürlich wäre es mein Traum, ganz von der Musik leben zu können. Das ist noch nicht der Fall, und deshalb habe ich gelegentlich das Gefühl, es sei gar kein richtiger Beruf. Manchmal ärgert mich das. Ich spüre, dass ich mich persönlich und musikalisch weiterentwickle, die Einnahmen aus Konzertgagen stagnieren aber auf bescheidenem Niveau. Zum Glück habe ich mir angewöhnt, mit wenig Geld zu leben. Ich muss auch nicht dauernd an einen Strand in die Ferien fliegen. Im Gegenteil: Ferien tun mir nicht gut.

Wie das?

Ich fühle mich rasch verloren, wenn ich meine Sachen nicht dabei habe und nicht Musik machen kann. Natürlich habe ich immer wieder Sehnsucht nach Ferien, aber wenn ich ihr wieder einmal nachgebe, stelle ich fest: Ich habe keinerlei Talent zum Ferien-Machen. Was ich gut kann: an einen anderen Ort fahren, um in ungewohnter Umgebung zu arbeiten. Wichtig ist, dass ich verbunden bleibe. Wenn ich ganz abzuschalten versuche, schleicht sich rasch ein schlechtes Gefühl ein.

Um von Konzerteinnahmen leben zu können, müssten Sie einen Hit schreiben.

Beim Komponieren spekuliere ich nie auf die Gunst des Publikums. Eine gute Freundin hat mir mal gesagt, sie erschrecke immer wieder, wenn sie meine Musik höre. Man könne einfach nicht hinsitzen und Stück um Stück geniessen. Da muss ich ihr recht geben, es ist keine homogene Musik, sie überrascht mich selber immer wieder. Ehrlich gesagt kann ich das gar nicht, einen Hit komponieren. Ich weiss nicht, wie das geht. Ich bewundere es, wenn Leute konsequent nach Konzept arbeiten und für andere Hits produzieren, ich selber konnte es nie.

Wie entstehen Ihre Songs?

Wenn ich das wüsste. Ich habe den Eindruck, ich bin laufend am Sammeln, nicht nur Töne, sondern auch visuelle Eindrücke. Das alles vermischt sich in einem Gärprozess, und wenn die Zeit reif ist, entsteht etwas Neues – nicht aus dem Nichts, sondern durch Ausprobieren, Modifizieren, Verwerfen. Früher dachte ich, ich müsse eine gute Idee verfolgen und dann daran fei-

«Wenn ich sehr viel Zeit habe, melden sich eher Zweifel als gute Ideen.»

len, bis sie perfekt realisiert ist. Inzwischen weiss ich, dass ich viel Stoff brauche, damit ich das Beste auslesen kann. Oft muss ich sieben schlechte Varianten schaffen, damit dann eine achte auftaucht, die sich wie von selber realisieren lässt.

Und dabei arbeiten Sie am Flügel?

Ja, entweder hier am Flügel, am Computer oder mit meinem Loopgerät: Ich singe eine Melodie, kopiere das in Endlosschlaufen und probiere dann verschiedene Instrumentalisierungsvarianten dazu aus. So kann ich ganz allein ein kleines Orchester simulieren.

Wie wissen Sie, wann ein Stück gut wird?

Wenn ich spüre, dass es mich packt, dass ich ganz aufgeregt werde. Ich habe dann das Gefühl, endlich einen Faden in der Hand zu halten, den ich weiterverfolgen kann.

In einer Konzertkritik hiess es unlängst, bei Ihnen sei Magie im Spiel. Gibt es für Sie einen magischen Moment beim Komponieren?

Manchmal frage ich mich selber, woher die Inspiration kommt. Ich weiss es nicht. Ich habe nicht den Eindruck, dass ich nur aus mir schöpfe. Es ist eher so, als müsste ich mich mit etwas verbinden, um Ideen zu empfangen. Es hat viel mit Aufmerksamkeit zu tun, mit Offenheit.

Tauchen regelmässig neue Ideen auf, oder ist es ein qualvolles Warten?

Es gibt schon schwierige Zeiten. Manchmal fühle ich mich leer, dann kommt gar nichts ausser der bohrenden Frage: «Was machst du da eigentlich? Hast du wirklich das Gefühl, etwas Wertvolles zu schaffen? Gibts das nicht alles schon?» Das hat stark mit meiner Grundstimmung zu tun. An guten Tagen beunruhigt es mich nicht, dass es unmöglich ist, etwas wirklich Neues zu erfinden. Dann macht es mich glücklich, das vorhandene Tonmaterial mit meinem Erleben zu verknüpfen, etwas Persönliches zu schaffen. Natürlich ist man auch geprägt von Musikern, die man verehrt. Bei mir ist das in erster Linie die Sängerin, Songwriterin und Gitarristin Rickie Lee Jones.

In welcher Stimmung arbeiten Sie am besten?

Ich bin am Kreativsten, wenn ich ganz bei mir bin – egal, ob ich sehr glücklich oder ob ich traurig bin. Am meisten entsteht seltsamerweise dann, wenn viel los ist, wenn ich bis zum Hals in Projekten stecke. Dann surfe ich meistens auf einer guten Welle, meine Kanäle sind weit offen. Wenn ich sehr viel Zeit habe, wirkt das eher lähmend auf mich. Dann ist es ein Geknorze, es melden sich eher Zweifel als Ideen.

Stand es nie zur Diskussion, einen solideren Beruf zu erlernen?

Ich hatte immer ein Flair für brotlose Sachen. Zuerst lernte ich ja Keramikerin, ging an die Kunstgewerbeschule – ohne die leiseste Ahnung zu haben, was ich damit anfangen soll. Aber ich hatte immer schon Freude am schöpferischen Prozess, am Zeichnen, am Töpfern. Mit der Zeit nahm die Musik immer mehr Raum ein. Ich merkte, dass es mir wohler ist, wenn ich keine Gegenstände herstelle. Am liebsten habe ich die Konzerte: Da teilt man mit der Band und dem Publikum einen besonderen Moment, dann ist alles spurlos verschwunden, und die Luft ist wieder rein.

Sie werden ab Juni ein halbes Jahr in Paris arbeiten, unterstützt von einem Auslandstipendium des Kantons Bern. Was verändert sich dadurch?

Ich möchte ein Soloprojekt vorantreiben. Zudem freue ich mich darauf, ganz flexibel an verschiedenen Orten auftreten zu können. Als Ein-Frau-Unternehmen habe ich immer alles dabei. Speziell die Strassenmusik fasziniert mich, das hat mir schon in New York sehr gefallen. Die Zuhörer sind nicht in einem Konzertsaal gefangen, es steht allen frei, weiterzugehen oder stehen zu bleiben. Im Vordergrund steht aber die Komposition für mein Soloprojekt. Ich werde herausfinden, ob ich damit besser vorankomme, wenn ich nicht noch unterrichte und Tee verkaufe nebenbei.

Nach allem, was Sie gesagt haben, ist es ein Wagnis. Sie werden viel freie Zeit haben . . .

Ja, da lasse ich mich weit auf die Äste hinaus. Es tut gut, sich Situationen auszusetzen, vor denen man sich ein wenig fürchtet. Im Zweifelsfall habe ich mich immer für jenen Weg entschieden, vor dem ich mehr Angst hatte. Ich hätte mir anfänglich nie zugetraut, die Jazz-Schule zu absolvieren. Und ich war auch nie jemand, der das Rampenlicht

«Ferien tun mir nicht gut. Ich habe keinerlei Talent zum Ferien-Machen.»

und die Bühne gesucht hat. Ich weiss noch heute nicht genau, warum ich das mache – ich bin eigentlich nicht dafür geboren. Eine meiner Gesangslehrerinnen sagte mir mal ganz unverblümt, sie verstehe beim besten Willen nicht, warum ich auf die Bühne wolle. Das hat mich damals fast zerstört, weil ich es selber nicht wusste, aber immer ein starkes Sehnen danach hatte.

Wie ist das heute bei Konzerten? Fühlen Sie sich wohl auf der Bühne?

Heute geniesse ich es. Aber eine Ungewissheit ist immer da. Man weiss nie, ob es gelingt, eine Verbindung zum Publikum aufzubauen. Manchmal gibt es diese magischen Momente, dann spüre ich, dass etwas passiert bei den Zuhörenden, dass eine Art Dialog stattfindet: Ich schicke etwas hinaus und erhalte etwas zurück. Es ist schwierig, das zu beschreiben, es ist eine Energiesache. Deshalb singe ich an Konzerten ganz anders als bei Proben. Erst im Konzert empfinde ich es als rundum sinnvollen Beruf, wenn da Leute sind, die zuhören.

Ist es schwierig, zu Konzertauftritten zu kommen?

Ja, es bedeutet in den meisten Fällen Knochenarbeit. Leider muss ich die selber machen, obwohl es mir überhaupt nicht liegt, die Werbetrommel zu rühren, mich selber zu vermarkten. Ein Problem ist, dass ich Absagen viel zu persönlich nehme. Das macht es schwieriger, locker und unbeschwert an die Sache heranzugehen. Zum Glück kann man heute sehr viel per Mail machen.

Das ist zwar angenehmer, aber auch leichter zu ignorieren.

(Lacht.) Ich kann ziemlich penetrant mailen. Aber ich wäre froh, wenn ich das nicht selber machen müsste. Zum Glück haben wir mit den Leuten des Labels Faze Records, wo unsere neue CD «All These Things» im März rauskommen wird, auch einen Booking-Vertrag abgeschlossen. Aber ich mache mir keine Illusionen. Der Konkurrenzkampf ist gross, jeder einzelne Veranstalter will sicher gehen, dass er nur Künstler verpflichtet, die auch ihr Publikum mitbringen. Manchmal ist das frustrierend, weil es schwierig ist, so sein Publikum zu erweitern.

Kommt da manchmal Neid auf, wenn Sie die Entwicklung von anderen Sängerinnen wie jene von Sophie Hunger verfolgen?

Manchmal frage ich mich schon, wie so etwas zustande kommt. Zweifellos ist Sophie Hunger sehr talentiert, zweifellos singt sie wunderschön. Das allein führt aber noch nicht zu einem derartigen Erfolg. Es braucht eine spezielle Konstellation, einen Mix aus günstigen Faktoren. Was mir bei ihr gefällt: Man hat nicht den Eindruck, dass sie es darauf angelegt hat, dorthin zu kom-

«Meine Musik ist nicht sehr homogen – sie überrascht mich selber immer wieder.»

men, wo sie heute ist. Sie machte einfach, was ihren Neigungen entsprach. Und irgendwann hat es sie in die Höhe katapultiert. (Schweigt.) Ja, wenn überhaupt, dann würde ich mir wünschen, dass es bei mir auch so läuft. Dass man alles daran setzt, sich selber treu zu bleiben – und irgendwann steigt die Nachfrage, findet man mehr Resonanz.

Hat man darauf keinen Einfluss?

Wenn man um jeden Preis Erfolg haben will, ist die Gefahr gross, dass einem der Inhalt abhandenkommt, dass die Magie auf der Strecke bleibt. Wenn man dann den Durchbruch nicht schafft, bleibt einem gar nichts mehr. Ich muss mich immer wieder disziplinieren, nicht zu viel über solche Dinge nachzudenken. Das bringt mich weg von der Musik. Und im Zentrum soll die Musik stehen. Stars und Prominente ohne besondere Fähigkeiten gibt es ja genug.

Woran messen Sie Ihren Erfolg, wenn nicht am Publikumszuspruch?

Wer sich zu stark über den Verkauf von Tonträgern, die Grösse der Konzertsäle oder das Einkommen definiert, stellt fest, dass es nie genug ist, dass man immer noch mehr haben möchte. Mir ist anderes wichtiger. Wenn nach einem Konzert jemand zu mir kommt und mir sagt, die Musik habe ihn tief berührt, dann war es ein Erfolg. Solche Rückmeldungen trage ich lange in mir, sie geben mir Kraft, gerade dann, wenn ich das Gefühl habe, es sei alles ziemlich sinnlos.

Kreativarbeit

Wie sieht der Berufsalltag von Menschen aus, die ohne Chef und ohne geregelte Arbeitszeiten aus sich heraus etwas schaffen? Die Serie «Kreativarbeit» präsentiert eine Auswahl an Antworten. Bereits erschienen: ein Gespräch mit Peter Bichsel über die Schwierigkeit, einen guten Text zu schreiben (11. Februar).